

GARY COOPER
AUF DEM DEICH

*Neun Erkundungen
am und im Wattenmeer*

© SIMONE REGINA ADAMS
basierend auf dem Stipendiaten-Blog 2016
Friedrichskoog an der Nordsee

I

Wind. Wer, so wie ich, aus dem Süden kommt, weiß eigentlich nicht, was das ist. Natürlich ist es nicht so, dass ich ihn niemals erlebt habe, den Wind, hier und da, unterwegs, auf Reisen – aber mit ihm zu leben, Tag für Tag, ist etwas völlig anderes.

Radfahren auf dem Deich, zum Beispiel, bedeutet: ich strampole entweder bei Gegenwind, das Strampeln ist also extrem anstrengend, aber völlig sinnlos – ich bleibe während des Fahrens immer auf der gleichen Stelle –, oder aber, die bessere Variante: Ich drehe um, fahre *mit* dem Wind. Das wiederum bedeutet, dass das Strampeln ebenso sinnlos ist, weil das Rad ohnehin schon viel zu schnell fährt, ja, geradezu fliegt – so dass das Indie-Pedale-Treten allenfalls eine zusätzliche Lockerungsübung darstellt. Was ich also ebenso gut lassen kann.

Wenn ich es lasse, kann ich mich besser darauf konzentrieren, den Schafen auszuweichen. Oder dem, was sie ständig fallen lassen.

Die Schafe. All diese Schafe. Jan Wagners Gedicht fällt mir ein, „shepherd’s pie“: *schafe sind wolken, die den boden lieben* ... Die Schafe hier tragen hübsche rote Brustbänder, manche sind auch mit großen Farbflecken besprüht, grün oder blau, irgendwie muss man sie wohl auseinanderhalten. Manche tragen große Zahlen auf dem Rücken, die sind sorgfältiger aufgetragen; die Tiere sehen aus wie langsam laufende Lottozahlen. Oder liegende, grasende Würfel. Sie ergeben interessante Zahlen-

kombinationen, hier steht eine Vierzehn, daneben eine Dreiundsechzig. Dahinten eine Einundfünfzig.

Schafe, die nichts wissen von den Zahlen und Zeichen, mit denen man sie versehen hat. Es würde sie sicher auch nicht interessieren, dazu haben sie ein – geradezu sprichwörtliches – zu dickes Fell.

Ihr Blöken, davongetragen vom Wind.

Immer der Wind. Ich lerne gerade erst, die verschiedenen Arten des Windes zu unterscheiden. Das hektische, nervöse Flattern am Ärmel meiner Regenjacke. Das weiche, fließende Geräusch in den hohen Brennesseln. Das knisternde, elektrisierende Rascheln in den Gräsern, den Binsen. In der Ferne: das dumpfe, kaum hörbare und doch dröhnende Geräusch der Rotorblätter der Windräder. In meiner Straße: das leichte, lebendige Wirbeln in der Kirschbaumreihe. Und all die anderen Spielarten des Windes, von denen ich noch nichts weiß.

Der Himmel. Diese unglaubliche Weite. Wieder denke ich an Jan Wagner, am Ende seines Gedichtes spricht er noch einmal von den Schafen, dem Wind und den Wolken: *wolken, die schafe sind, vom wind getrieben.*

II

Alle heißen hier Jansen, Claasen, Petersen oder Sonstwie-sen und sind sehr nett. Alle sagen „Moin“ zur Begrüßung, immer. Natürlich am Morgen, aber auch mittags, abends und nachts.

Zum Abschied sagen sie Verschiedenes: „Tschüs“, oder „Schön´n Tach noch“ oder „Schön´n Feierabend.“ Was darauf schließen lässt, dass die Tages- und Nachtzeiten grundsätzlich schon unterschieden werden. Aber nicht zur Begrüßung. Da heißt es „Moin.“ Immer. Wahrscheinlich bedeutet es etwas völlig anderes, als Fremde, so wie ich, vermuten. Wer weiß.

Weil dieses allgegenwärtige „Moin“ zu kurz ist zur Begrüßung, zu kurz, um sich im Laden, im Café oder sonstwo wirklich bemerkbar zu machen, dehnt man es hier gerne zu einem gesungenen „Moiijiii“ aus, das selbst beim maulfaulsten Seebären nett und freundlich klingt.

Nett ist auch, wie sie über dieses Wetter reden – als hätten sie es persönlich zu verantworten. „Es ist sonst gar nicht so“, erklären sie mir, so wie man versuchen würde, Fremden gegenüber das eigene, sich gerade ungebührlich benehmende Kind zu entschuldigen.

„Also, im August ist es sonst schon wärmer.“ Und: „Am Wochenende soll es besser werden.“

Dabei stört es mich gar nicht. Ich werde heute trotzdem mit dem Rad den Koog erkunden. Süderdeich. Mitteldeich. Regen, heftiger Wind, wie eigentlich immer, seit ich hier bin, aber das

macht nichts, ich hab ja eine gute Regenausrüstung.

Der Wind trägt mich davon, was bedeutet, dass ich für den Rückweg erheblich mehr Zeit einplanen muss.

Das changierende Blau-Grün der Kohlfelder. Und die Schafe, natürlich. Heute sehen sie aus wie etwas verfilzte, tropfnasse Wollpullover, zu schwer und zu unförmig, um sie zum Trocknen aufzuhängen. Als ich an ihnen vorbeiradle, jagen Kaninchen – so große? Oder sind das Hasen? – im Zickzack durch ihre Beine hindurch. Hoffentlich bringen sie die Schafe am Hang nicht ins Stolpern und Stürzen, man weiß nicht, ob sie in ihrer vollgesogenen Wolle je wieder auf die Beine kommen würden.

Der Wind wird heftiger.

Nun halte ich an und schaue doch mal aufs Handy. Der Deutsche Wetterdienst warnt vor Windböen, Geschwindigkeiten um 55 km/h. In exponierten Lagen Sturmböen um 65 km/h.

Der Mitteldeich ist wohl so eine exponierte Lage. Also gut.

Ich kehre um. Radle im Stehen.

Komme dennoch kaum voran.

An den Drahtzäunen der Weideflächen sind überall helle Schafswollflocken hängen geblieben, man könnte sie einsammeln – gewaschen sind sie ja schon –, zu Fäden spinnen und sich was davon stricken.

Wenn man schon keine längeren Radtouren machen kann.

Die Griffe des Lenkers sind glitschig geworden. Das Wasser läuft mir übers Gesicht. In den Nacken. In den Spalt zwischen Regen hose und Gummistiefeln.

Hey, was habt Ihr eigentlich für ein Wetter hier oben!?

III

Inzwischen ist es endlich wieder sonnig. Meine erste Wattwanderung, unter fachkundiger Führung: Sarah von der Schutzstation erwartet uns, eine Gruppe von 15, 20 Leuten, mit einer großen, schweren Grabegabel in der Hand.

Alle dürfen ihre Schuhe ausziehen und am Strand stehen lassen, denn die Schuhe, selbst Gummistiefel, bleiben gerne im Schlick stecken. Außerdem ist es viel schöner, ihn durch die Zehen quellen zu lassen. Wir laufen los.

Anderthalb Stunden später weiß ich, dass vier Hektar Kieselalgen soviel Sauerstoff produzieren wie ein Hektar Buchenwald. Und ich sehe, wozu Sarah die Spatengabel braucht: um die tieferen, dunklen, schwefelig riechenden Bodenschichten aufzubrechen und einen Watt-Borstenwurm für uns zu fangen.

Ich weiß jetzt, wie ich den schwarzbraunen, fingerdicken Wurm in der Hand halten muss, damit er mich nicht für einen Watvogel hält (und sich sein Schwanzende abreißen lässt, um mit dem Rest davonzukommen). Und dass es nicht etwa Wattvögel, sondern Watvögel heißt, weil die langbeinigen Gesellen – Schnepfen, Austernfischer, Möwen – im flachen Wasser waten.

Ich erfahre, woher die Miesmuscheln ihren Namen haben. Sie produzieren klebrige Fäden, mit denen sie an festen Gegenständen und aneinander Halt suchen, um nicht abzudriften. So entstehen scheinbar moosige Gebilde, an denen sich auch Algen

festsetzen – „Moosmuschen“, wie sie ursprünglich im Mittelhochdeutschen hießen.

Und ich lerne, warum die Sandklaffmuschel auch Pissmuschel heißt: Extra für uns demonstriert sie es und entlässt, als Sarah sie hochhebt, aus ihrem röhrenartigen Siphon eine hübsche kleine Fontäne, die allerdings nur aus überschüssigem Wasser besteht.

Ich weiß jetzt, dass Strandkrabben sich mehrfach häuten, indem sie ihre alten Panzer abwerfen und immer wieder neue bilden. Und dass abgerissene Beinchen und Scheren nachwachsen können.

Dass die winzige Wattschnecke sich von unten an die Wasseroberfläche heften kann und so bei hereinbrechender Flut geradezu „surft“ – Richtung Strand, wo sie sich rechtzeitig zur Ebbe fallen lässt, um mit ihrer Raspelzunge Mikroalgen von Pflanzen und Meeresboden abzuweiden. Bevor sie sich mit der nächsten Flut wieder davonmacht.

Dass die Priele für Wattwanderer gefährlich werden können, da sie sich bei Flut sehr schnell füllen und dabei enorme Fließgeschwindigkeiten entstehen können. Und warum wir bei Nebel alle im Kreis laufen und allein nicht mehr zurück zum Badeturm finden.

Bloß wie man den schwarzgrauen Schlick unter den Zehennägeln wieder los wird – keine Ahnung. Ausgiebiges Duschen allein reicht jedenfalls nicht.

IV

Es wird Abend im Koog. Und damit ruhig. Also noch ruhiger als es tagsüber ohnehin schon ist. Die letzten Radfahrer und Spaziergänger, die gelegentlich hier vorbeikommen, sind verschwunden. Inzwischen schaue ich um diese Uhrzeit gelegentlich ins Fernsehprogramm, auch wenn es mich dann doch selten reizt. Der Film heute klingt allerdings vielversprechend.

Kaum habe ich die ersten Szenen gesehen, lenkt mich ein orangerotes Leuchten vom Fenster dahinter ab. Mein Blick geht zur Glasfront, zum Garten hin, auch das eine Art Bildfläche: Vier Fünftel Grün – ein Stück Wiese, die Birken, der Deich –, das restliche Fünftel darüber: Himmel. Und der sieht im Moment dramatischer aus, als es jeder Spielfilm werden kann. Großes Kino.

Also noch einmal hinaus, wenigstens kurz.

Erst von oben, vom Deich aus, sehe ich die Sonne, die schon sehr tief steht, nein, eigentlich scheint sie am untersten Rand des Himmels zu hängen, fast auf Höhe der Bohrinsel Mittelplate. Der schmale Streifen Meer am Horizont, kaum zu erkennen, weil er die Farbe des Himmels widerspiegelt – ein graues Blau. Und darüber die Sonne, in einem einzigen hellen Glühen, die Wolken in allen Farbschattierungen, orangerot, weiter oben wieder grau und blau.

Aus dem Glutrot heraus kommen mir aus der Ferne zwei dunkle Punkte entgegen, langsam und beständig der eine, der

andere bewegt sich tänzelnd um ihn herum, auf ihn zu, wieder von ihm weg.

Wahrscheinlich ein Spaziergänger mit seinem Hund.

Die Schafe sind heute Abend neugierige und doch eigenbrötlerische Deichnachbarn, von Weitem begutachten sie mich ausgiebig und genau, nur um sich dann, als ich näher komme, wie beiläufig ein paar Schritte zur Seite zu drehen und sich diesem oder jenem Kleebüschel zuzuwenden. Als hätten sie das schließlich schon die ganze Zeit tun wollen.

Die beiden Punkte sind, als wir uns aufeinander zu bewegen, ein kleiner Junge auf einem Treroller und ein Mann. Der Junge rollt auf mich zu, strahlt mich an. "Das ist ja eine richtige Kaka-strophe hier", sagt er, deutet auf den Weg, auf all die Schafsköttel, und stahlt wieder, so stolz ist er auf seine Wort-schöpfung, die ihm wohl eben erst eingefallen ist.

„Eine was?“ frage ich, um ihm eine Freude zu machen.

"Eine Kaka-strophe“, wiederholt er und nickt dabei, „nicht wahr, Papa?“ Und nur noch eine Woche seien sie hier. „Das reicht gar nicht“, sagt er, bevor er Schwung nimmt und weiterfährt. Ich sehe den beiden nach.

Als ich wieder ins Haus komme, ist der Spielfilm, der einzige, der mich in dieser Woche interessiert hätte, gerade zuende. Der Abspann läuft.

V

Henning ist mein Nachbar. Eigentlich sollte ich ihn, der meine Unterkunft so wunderbar eingerichtet und zur Verfügung gestellt hat, eher „Gastgeber“ oder „Vermieter“ nennen – aber das passt einfach nicht zu ihm. Unser Verhältnis ist ein nachbarschaftliches, wir leben Haus an Haus und Tür an Tür, genauer gesagt: zwischen uns gibt es noch eine Klöntür.

Bevor ich hierher kam, wusste ich nicht, was eine Klöntür ist. Ich wusste, ehrlich gesagt, nicht einmal, was ein Koog ist. Wenn man wie ich aus dem Süden kommt, wo man für ein verlängertes Wochenende eben mal nach Barcelona oder Venedig fliegt, weiß man so etwas nicht. Da, wo ich herkomme, denkt man, wenn man „Priel“ hört, zuerst ans Spülen.

„Hinter der Stöpe müssen Sie nach rechts ...“, sagte mir neulich ein freundlicher Mensch. Stöpe ...? – Er erklärte es mir mit zahlreichen anderen Begriffen, die ich ebenfalls nicht verstand. Wir aus dem Süden wissen schon, dass Lahnungen, Warften und Halligen irgendetwas mit dem vielen Wasser hier oben zu tun haben. Bloß ... was noch mal genau?

Als Kind lebte ich an der Grenze zu Frankreich, da fuhr man zum zweiten Frühstück gerne nach Paris (eigentlich sprach man viel öfter darüber, als dass man es tatsächlich tat, aber man *hätte* es jederzeit tun können ...)

Jedenfalls war ich nur ein einziges Mal an der Nordsee, da war ich fünf, meine beiden Schwestern waren immer, immer

älter und schneller als ich, sie trauten sich viel weiter ins Meer und trotzdem war ich meistens diejenige, die sich am Salzwasser verschluckte.

Meine Mutter trug eine dieser Badehauben mit großen, labbrigen, knallbunten Blüten darauf, das Gummi der Haube ziepte entsetzlich an meinen Haaren, wenn ich versuchte, sie aufzusetzen. Dennoch fand ich sie wunderschön. Es gibt ein einziges Foto von diesem Urlaub, wir sehen darauf ein bisschen aus wie Gerhard Richters „Familie am Meer“, Öl auf Leinwand, 1964, nur trägt die Mutter dort keine Blütenhaube.

Nun ja. Das war Norderney.

Im nächsten Jahr fuhren wir wieder in den Schwarzwald, und so ist es geblieben, bis ich alt genug war, um *wirklich*, und zwar mit meinen Freunden, nach Paris zu fahren.

Und nun bin ich hier im Koog. Kann mich schon ganz gut über Spring- und Nipptiden unterhalten und habe natürlich auf meinen Wanderungen immer einen Tidenkalender dabei.

Henning kann ich fragen, wo genau ich wandern darf, ohne die Vögel zu stören. Nicht zu weit hinaus in die Brutgebiete. Und auch nicht am Hafen, bei den Spülbecken hinter den Deichwiesen, oder? Da steht sogar ein Schild: *Nicht betreten. Lebensgefahr*. – Warum? Henning erklärt es mir: Dort, wo der ausgebagerte Schlamm des Hafens lagert, ist der Boden noch keinesfalls fest, so dass man durchaus darin verschwinden kann.

Und es heißt nicht Spülbecken.

Sondern?

Spülfeld.

Von meinen ausgedehnten Spaziergängen bringe ich Fundstücke mit: besonders große und schöne Federn. Den sonnengebleichten und ausgewaschenen Schädel eines kleinen Wühlers. Und den eines kleinen Vogels. Manche Schätze lege ich Henning vor die Tür, so wie eine Katze ihre selbsterlegten Mäuse dort ablegen würde. Damit er sie fotografieren kann.

Unsere Klöntür ist die Tür des ehemaligen Hühnerstalls. Eine Klöntür ist eine zweigeteilte Tür: Die obere Hälfte lässt sich separat öffnen, so dass man theoretisch – sollte man sich gerade im Hühnerstall befinden, wenn der Briefträger kommt – mit ihm klönen und sich dabei bequem auf den unteren Teil lehnen kann. Der Vorteil ist dabei, dass das – ebenfalls theoretische, weil nicht mehr vorhandene – Vieh nicht entfleucht.

Eine virtuelle Klöntür haben wir auch: will man den anderen gerade nicht stören, schickt man eine Mail von Haus zu Haus. Von hier nach da. Und gleich kommt eine zurück. Für mich ist so eine Klöntür der Inbegriff einer guten Nachbarschaft: Man ist ganz bei sich und doch miteinander verbunden.

Ein Ornithologe scheint mein Nachbar allerdings nicht zu sein. Als ich ihm den kalkweißen Schädel des Vogels zeige – man kann noch erkennen, dass er einen schmalen, ein wenig nach unten gebogenen Schnabel gehabt haben muss – und ihn frage, was das wohl für einer gewesen sei, meint Henning nur: Da waren wahrscheinlich mal Federn dran.

VI

Als ich wachwerde, ist der Himmel so hell, dass ich erst denke, es sei früher Morgen. Dabei ist noch Nacht. Und Vollmond. Ich will aus dem Haus, um zu schauen, wie es draußen ist. Ich kann ohnehin nicht gleich wieder einschlafen. Und ich bin neugierig.

Draußen wirkt alles fremd, unvertraut, und es dauert etwas, bis ich begreife, woran das liegt. Die Licht ist ungewohnt: Der Himmel ist zwar hell, doch die Straße vor mir, der Weg am Deich und die Stufen hinauf sind kaum auszumachen.

Die Fischersiedlung liegt im Dunklen. Keine Außenbeleuchtung, keine Straßenlaterne. Nur hier brennt ein einzelnes Licht in einem Fenster. Und da eines vor einem Hauseingang. Umso stärker wirkt das Leuchten des Mondes.

Von oben, vom Deich aus, sehe ich in die Weite, die dunkle Landschaft, auch sie ist nur zu erahnen, mit den Weideflächen und Salzwiesen, die sich hier so weit erstrecken. Dahinter das Meer, das allerdings ist klar und deutlich zu erkennen – eine dünne, strahlende, silbrig-glitzernde Linie am Horizont, die das Mondlicht reflektiert.

Links von diesem silbernen Band ein wärmeres Leuchten, wie eine Lichterkette: Cuxhaven. Und selbst die Bohrinself am anderen Ende des Horizontes, ausgeleuchtet von unzähligen Scheinwerfern – von hier aus sieht sie vertraut und friedlich aus. Der Mond verschwindet ab und zu hinter ein paar Wolken. Darüber ist der Nachthimmel klar.

Erst allmählich realisiere ich, wie still es ist. Es ist eine satte, dichte und dennoch unglaublich weite Stille. Ab und zu das leise Blöken der Schafe, jenseits des Hafens müssen sie sein. Ich drehe mich um, schaue über den Koog: In der Ferne die roten Signale der Windräder, in regelmäßigen und doch variierenden Abständen. Wie Morsezeichen. Lautlos. Einzelne Vogelrufe. Ansonsten ist es still.

Es muss die Weite in dieser Stille sein, die so beruhigend wirkt. Oder die Stille in dieser Weite. Eine Stille, die kaum zu fassen ist, mich erst einmal daran denken lässt, was alles *nicht* ist – kein Hundegebell, kein Auto, keine Musik. Kein Mensch unterwegs.

Lange stehe ich da, dann setze ich mich auf die einzige Bank weit und breit. Ich sitze da, bis sich die Gedanken im Dunklen verlieren. Neben mir quietscht leise die Halterung eines nicht mehr vorhandenen Mülleimers. Dann ist es wieder still.

Einfach still.

VII

In meiner Studienzeit las ich einmal den Spruch: *Wenn man einem Kind den Namen eines Vogels nennt, verliert es den Vogel.*

Das klang damals tief, bedeutsam und kritisch – als ob das Benennen dessen, was wir wahrnehmen, zwangsläufig das Ende des Staunens sei. Oft genug ist es wohl so. Wir sehen einen Spatz, denken kurz und nur halb bewusst: Ach, ein Spatz. – Kein Grund mehr, genauer hinzuschauen. Es gibt ja auch immer gerade Wichtigeres.

Doch hier, im Koog, fehlen mir plötzlich viele Namen. Und ich will wissen – was ist das für ein Vogel, dessen helles „Uiiiiit“ ich morgens beim Spaziergehen höre?

Was sind das für kleine, unscheinbare Gesellen, die am Nachmittag in den Sträuchern im Garten landen, sie flattern und zetern unglaublich dabei, krallen sich an irgendein dürres Ästchen, das sie nicht trägt, sie rutschen ab und zetern und flattern noch heftiger – sind das Baum- oder Wiesenpieper?

Am nächsten Morgen kommt aus Richtung Osten eine ganze Bande etwas größerer Vögel, Stare wahrscheinlich, sie landen auf der Wiese – ja, nun erkenne ich das blauschwarze Gefieder, die weißen Pünktchen darin. Sie durchkämmen das Gelände systematisch wie ein Suchtrupp; man könnte ihr Gehabe und ihren Gang breitbeinig nennen, fehlte ihnen nicht die dazu nötige Anatomie. Jedenfalls picken sie hier und da, gelassen und

dabei sehr gründlich, der feuchte Boden scheint ihnen ein reichhaltiges Buffet zu bieten.

Gegen Abend, bei den Schafherden sehe ich wieder Stare. Oder vielmehr, nicht bei, sondern *auf* den Schafen, das heißt: Auf den Deichwiesen stehen die Schafe, nah beieinander, und auf ihren Rücken sitzt – steht? – reitet? – jeweils ein Star. Was die Schafe, wie so vieles, geduldig geschehen lassen.

Vor dem noch immer hellblauen Himmel sieht das überaus nett aus. Vielleicht haben die Stare so einen guten Überblick. Vielleicht befreien sie ihre Tragetierte auch von lästigen Insekten.

Auf den Zäunen dahinter sitzen drei, vier Vögel, nur kurz, dann fliegen sie, einer nach dem anderen, auf: Die Flügel unscheinbar braun, die Unterseite leuchtend-gelb, pudrig wie Blütenstaub. Sobald sie in den oberen Wiesen landen, in denen das Gras schon verdorrt und vertrocknet ist, sind sie kaum noch zu erkennen. Ihren Namen finde ich später heraus: Es sind Goldammern.

Am nächsten Tag, am alten Hafenbecken: Kormorane auf jedem Pfosten. Seeraben. Beim Fliegen geben sie keine sehr gute Figur ab. Dafür sollen sie – was ich noch nicht beobachten konnte – im Wasser sehr gewandt sein. Dahinter, in den Salzwiesen: Herings- oder Silbermöwen? Möwenarten kann ich kaum auseinanderhalten. Dazwischen jedenfalls Austernfischer: Schwarz-weißes Gefieder, rote Beine, man nennt sie, auch das habe ich inzwischen gelernt, Halligstörche. Sie bringen hier die

Kinder, was sie, anders als Klapperstörche, jeweils zu zweit tun müssen – weil sie so klein sind.

Je mehr Namen ich kenne, desto mehr will ich wissen. Die Brandgänse machen es mir erfreulich leicht, nicht nur durch ihre Größe, sondern auch aufgrund ihres unverwechselbaren Gefieders: Hals, Kopf und Körper in klaren, markanten Farben. Schwarz, weiß und rotbraun. Wie Glückskatzen.

Längst gehe ich nur noch mit dem Fernglas aus dem Haus.

Ich lese ein Buch über den „Lebensraum Watt“. Der Autor, Klaus Kock, schreibt darin von der *Idee der Lesbarkeit einer Landschaft*, wie sie der schwedische Autor Fredrik Sjöberg einmal formuliert hat: *So wie wir für das Verständnis von Literatur die Sprache beherrschen müssen, ihre Vokabeln und grammatikalischen Regeln ... benötigen wir auch in der Natur Kenntnisse, um ihre Schönheit und Eigenheit wirklich erkennen und erleben zu können ...*

Was die Vögel, und zwar nicht nur die Seevögel, betrifft, lerne ich gerade einmal die Grundgrammatik. Und die grundlegenden Vokabeln. Alpenstrandläufer. Gold- und Seeregenpfeifer. Knutts, die wirklich so knuffig aussehen, wie es sich anhört.

Die Möwen, die am Deichkamm über mich hinweg fliegen – Lachmöwen. Oder? Jedenfalls kommen sie jetzt, da gerade Flut ist, bis zu den Salzwiesen und zum Deich. Seeschwalben steigen auf, sie werfen Schriftzüge gegen den grau-blauen Himmel – in einer Sprache, die ich nicht entziffern und einer Syntax, die ich nur bewundern kann.

Wahrscheinlich werde ich viele Vogelnamen wieder vergessen. Wahrscheinlich wird es auch bald wieder Momente geben, in denen ich denke: Ach, eine Möwe. – Und mich nicht frage, welche genau. Weil es gerade Wichtigeres gibt. Dennoch, das Staunen bleibt.

VIII

Jetzt, nachdem ich mir ein paar Pullover habe nachschicken lassen, dicke Socken und eine Wärmflasche, wird es heiß. Richtig heiß.

Eine Herde Schafe vor mir, die durch diese Mittagshitze hindurch müssen: Sie laufen mir auf der Straße entgegen, von hinten durch wartende Autos bedrängt und nach vorne geschoben, bis der Bauer sie von der Straße weg und zum Gatter treibt, das er nun öffnet – sie kommen gerade von der Wurmkur, sagt er und wischt sich über die Stirn –, während die Schafe, kaum dass sie auch noch das letzte Gedrängel durch das Gattertor und bis zur Wiese geschafft haben, stehen bleiben. Und hecheln wie Hunde. Noch nie habe ich Schafe mit derart weit heraushängenden Zungen gesehen. Ihre Körper beben. Manchen senken den Kopf, würden gerne zu grasen beginnen und können noch nicht – sie hecheln und beben.

Ich radle weiter, zum Seedeich Richtung Strand, hier oben sehe ich schon von weitem die nächste Schafsherde. Oder vielmehr eine Schafs-Sitzblockade auf meinem Weg, am Zaun zwischen den Weideflächen: Die Schafe stehen nicht wie sonst, weit verstreut, sondern liegen da, dicht zusammengedrängt – was ist los?

Als ich näher komme, sehe ich, sie liegen in dem schmalen Schatten, den das Gatter dort wirft, ein einziger Wollteppich, der

sich, schwer atmend, auf und ab bewegt. Ich störe sie nicht gerne.

Noch während ich überlege, ob so, Leib an Leib, nicht viel mehr Wärme entsteht als dass der Schatten Erleichterung bringt, kommen sie auf die Füße, langsam, mühsam trippeln sie zur Seite – auf Hufen, die heute zu klein wirken, um die schweren, schwankenden Schafskörper zu tragen.

Kein bisschen Wind. Kaum Leute am Strand. Das Wasser, in dem ich schließlich stehe, ist lauwarm, träge und braun. Die einzigen, die sich in dieser brütenden Hitze richtig wohlfühlen, sind die Stechmücken. Kaum halte ich einen Moment inne, sind sie schon da.

Eigentlich hatte ich vor, später am Deich zu picknicken, doch es geht gegen Abend, die Stechmücken werden gieriger, aggressiver, so dass ich mein Brot schließlich im Stehen esse, von einem Bein auf das andere tretend und dabei mit der freien Hand vor meinem Gesicht herumfuchteln. Nichts wie aufs Rad. Jedes Gatter auf dem Rückweg bedeutet zwei, drei weitere Stiche, ich kann nicht das Tor öffnen, mein Rad hindurchschieben und dabei mehrere Blutsauger totschiessen.

Stechmücken. Manche sagen Stenzen. Oder Moskitos. Oder Schnaken, was zoologisch gesehen falsch ist und den wirklichen Schnaken unrecht tut. Die stechen nicht, im Gegensatz zur gemeinen Stechmücke. Zuhause wage ich es kaum, zu lüften. Meine Mückenschutzlotion geht zuende. Vor dem Einschlafen verteile ich großzügig den letzten Rest auf der Haut. Morgen sehe ich weiter.

Lange kann ich nicht geschlafen haben; als ich wachwerde, juckt es mörderisch zwischen Daumen und Zeigefinger, eine winzige Stelle, die ich beim Eincremen offenbar übersehen habe. Ich schalte das Licht wieder an.

Die Stechmücke ist verschwunden. In einem Zimmer, das helle Wände und nur wenige helle Möbel hat. Wie kann es sein, dass ein kaum zehn Millimeter großes Wesen mich derart auf Trab hält? Und woher *weiß* dieses Biest, dass es sich jetzt besser nicht auf eine der hellen Flächen setzen sollte? Wann haben die kleinen Ungeheuer das, evolutionär gesehen, gelernt?

Erst jetzt fällt mir ein, dass im Zimmer nebenan dieses elektrische Gerät steht, das die Mücken anlocken soll. Eine Art Moskito-Toaster. Wunderbar. Ich schalte ihn an. Das bläuliche Licht ist grell, dennoch versuche ich, wieder einzuschlafen.

Ein durchdringendes Sirren, nah an meinem Ohr vorbei. Wie zum Hohn. Das Licht scheint sie nicht zu interessieren. Sie wollen Blut.

Eigentlich stechen Stechmücken nicht. Sie haben seltsame Mundwerkzeuge, wie mit kleinen Messern können sie die Haut durchdringen und gleichzeitig ihren eigenen Speichel injizieren, so dass das Blut ihres Opfers nicht gerinnt und sie in Ruhe saugen können. Sie sind hochgerüstet wie kleine Kampfflugzeuge. Mit herausragenden Flugfähigkeiten. Mit Antennen und Facettenaugen. Mit Wärme- und Geruchsdetektoren.

Sie können mich orten. Jederzeit. Überall.

Ich ziehe die Decke über den Kopf. Wofür es eigentlich viel zu heiß ist. Sich nur mit einem dünnen Laken zu bedecken, ist

unmöglich, sie haben mich sogar schon durch die Jeans gestochen.

Ich lösche das Licht.

In der Hafeneinfahrt lag vor zwei Tagen ein Schaf im Schlick, alle Viere nach oben gestreckt. Es sah unwirklich aus, ein wenig wie bei Wilhelm Busch, als Max und Moritz am Ende im Brotteig gelandet sind. Das Tier ist erstickt, es muss ein grausamer Tod sein. Vielleicht hat ein freilaufender Hund das Schaf über die Wiesen gejagt, so dass es die Orientierung verloren hat. Wahrscheinlich sogar. Jetzt aber, mitten in der Nacht, stelle ich mir vor, dass eine solche Horde von Stechmücken, wie sie am Deich über mich hergefallen ist, vielleicht auch ein Schaf in den Wahnsinn und ins Watt treiben kann.

Keine gute Idee, länger darüber nachzudenken. Vor allem nicht mitten in der Nacht.

Der Dalai Lama soll einmal gesagt haben: *Es ist schwer, eine Stechmücke zu lieben.* – Kann es sein, dass der Dalai Lama so etwas sagt? Na ja. Jeder andere hätte gesagt: Es ist nicht schwer, sondern *unmöglich*.

Soll ich mich etwa einfach so stechen lassen? Wir sind hier nicht beim roten Kreuz. Es gibt weder Kaffee noch Kuchen nach der Blutspende.

Ich bin auch keine Buddhistin. Ich bin völlig zerstoichen. Ich will Rache. Mord und Totschlag. Aber die Vorstellung, meine Widersacher zu erledigen, zu häuten oder zu vierteilen, ist nicht wirklich befriedigend. Dafür sind sie einfach zu winzig.

Sie sind unangreifbar.

Irgendwann bin ich eingeschlafen. Am nächsten Morgen sehe ich, dass kräftige Gewitter gemeldet sind. Deutliche Abkühlung. Starkregen. Wind. Wie schön.

IX

Wochenlang habe ich im Präsens geschrieben – und gelebt. Jetzt, auf meinem letzten Spaziergang über den Deich, auf dem schnurgeraden, asphaltierten Weg, der sich bis zum alten Hafen zieht, denke ich zum ersten Mal seit langem wieder im Präteritum: Hier stand neulich ein Schaf, mitten auf dem Weg. Allein. Sah mich unverwandt an. Verzog keine Miene, auch als ich immer näher kam. *High Noon*, kurz vor dem alles entscheidenden Duell. Gary Cooper auf offener Straße, in voller Wolle. Breitbeinig. Unbewegt. Die restliche Schafsherde zu beiden Seiten, zusammengedrängt, am Deichkamm und auf der Salzwiese.

Ich kann schon verstehen, dass manche Menschen Krimis schreiben, in denen Schafe die Hauptrolle spielen. *Western* wären auch eine Option.

Natürlich war es doch nicht Gary Cooper als Marshall Will Cane, sondern nur ein ängstliches Hilfssheriffs-Schaf, es wich dann aus, und zwar eher zehn als fünf Minuten vor zwölf.

Nun ist es meine letzte Wanderung durch die Salzwiesen. Vieles hier erinnert an Wild-West-Romantik. Das Viehgatter, das ich öffne. Die Kaninchen, die wegspringen. Die karge Weite. Immer wieder ein toter Vogel, rechts und links des Trampelpfades, meistens sind es Möwen; da, wo so viele von ihnen leben, gehört das wohl dazu.

Und wieder falle ich in die Vergangenheitsform: Einmal, am Abend, sah ich dort hinten auf der kleinen Anhöhe drei

Kaninchen, oder vielmehr sah ich sechs Ohren, die aus dem Gras herauslugten. Die Sonne stand schon so tief, dass das Innere der Kaninchenohren, von hinten beschienen, rötlich leuchtete, es sah sehr hübsch und idyllisch aus. Und ein anders Mal fand ich einen Igel in der Wiese, froh, dass ihn hier nie ein Auto erwischen würde.

Doch jetzt möchte ich noch einmal im Präsens laufen. Dieser Weg vom Siel aus, die alte Hafeneinfahrt entlang bis zum Leuchtfeuer, dieser Weg ist mir der liebste von allen, weil hier kaum jemand unterwegs ist, und auch, weil sich die Vegetation von Schritt zu Schritt ändert. Zartviolett der Strandflieder im rötlich angehauchten Grün der Salzwiesen. Weiß-silbrige Stauden von Strandwermut. Und Portulak. Ich gehe auf flachem Grasboden, ein Spülsaum von unzähligen weiß-verblichenen Strandkrabbenbeinchen und -panzern erinnert daran, dass das Wasser bei Springflut auch bis in die Wiesen steigen kann.

Dann ein ganzes Stück des Weges nur niedriger, verästelter Queller auf dem lehmigen Boden; so dichte, feste und pralle Sprossen, so dass man das Gefühl hat, auf einer Gummimatte zu laufen.

In den langen gelbgrünen Blütenständen des Schlickgrases haben sich weiße Federchen verfangen, Daunen, die mich – wohl auch, weil ich gerade über der Hafeneinfahrt einen Möwenschwarm kreisen sehe –, an die Passage erinnern, die ich gerade in Siegfried Lenz' Deutschstunde gelesen habe: Als Hilke Jepsen mit ihrem Verlobten loszieht, um Möweneier zu sammeln, stürzen sich die Vögel drohend und kreischend auf die

Diebe, um ihre Gelege zu schützen, so dass die beiden inmitten eines wütend-verzweifelten Angriffs der Möwen stehen, wobei ein weißer Regen von Federn niedergeht, *ein Schnee aus Daunen*, schreibt Lenz an dieser Stelle, *locker und warm, so dass sie ohne weiteres hätten schlafen gehen können, wenn sie es gewollt hätten.*

Hier sind es doch nicht ganz so viele der zarten Federn, sie hängen an den äußersten Spitzen der Halme, als könnten sie jeden Moment davonfliegen, und doch wehen sie im Wind, ohne sich abzulösen.

Im trockenfallenden Watt haben die Füße der Möwen eine schöne Spur kleiner stilisierter Anker hinterlassen. Hier und da spritzt ein Wasserstrahl aus dem schlickigen Boden: Es sind kleine Fontänen, die die Herzmuscheln ausstoßen. Sie sind nur eine Handbreit hoch, die Fontänen der Sandklaffmuscheln wären höher (und ich bin tatsächlich ein wenig stolz, dass ich sie nun unterscheiden kann).

Ein durchsichtiger Wurm, nein, kein Wurm, sondern der lange Siphon einer Pfeffermuschel, der ein gutes Stück aus dem Loch im weichen Schlickboden herausragt. Von dort aus vollführt er rundherum peitschenartige Bewegungen, ein wenig sieht es nach einem Schwanzwedeln aus – bloß dass man den Rest des Hundes, beziehungsweise in diesem Fall die Pfeffermuschel, nicht sehen kann.

Jetzt, da das Wasser sich immer weiter zurückzieht, wird das Watt lebendig. Wenn man genauinhört, kann man ein leises, prickelndes Geräusch wahrnehmen: als ob jemand hundert

Mineralflaschen gleichzeitig öffnen würde. Unendlich viele Luftbläschen, die an der Oberfläche des Schlicks zerplatzen.

Das letzte Stück des Weges laufe ich auf dem schwarzen Wabenmuster der Basaltsäulen, die hier den Damm sichern. Ich sehe die Steinböschung hinunter, da bewegt sich etwas im Blasentang: Eine Strandkrabbe. Die Beine sind vom Gewirr der dunkelbraunen, im Sonnenlicht messingfarben leuchtenden Gasblasen des Tangs kaum zu unterscheiden, nur der hellere Krabbenpanzer hebt sich etwas davon ab.

Und dann stehe ich am äußersten Ende der Hafeneinfahrt, unter dem dreibeinigen Gestänge des Leuchtfeuers. Hier gibt es nur noch graublau Weite. Alles erstreckt sich in der Horizontalen, auch der große Priel, der hier entlangführt, und in dem das Wasser so schnell läuft, dass der Wind nicht die gleichen geriffelten Wellen hineinzeichnen kann – man würde ihn heute auch so erkennen, ohne die Priggen, die hohen Birkenstangen mit ihren Reisigbündeln, die seinen Verlauf abstecken. In dieser horizontalen Weite sind die schwarzen Striche der Priggen die einzigen senkrechten Markierungen, die – wie die Taktstriche auf Notenblättern – den Strom des Wassers in regelmäßige Abschnitte unterteilen.

In den Himmel, zwischen die weit entfernten Taktstriche, wirft sich ein Schwarm aufsteigender Vögel, schwarze Noten, vielleicht Austernfischer, sie bilden eine perfekte, mir unbegreifliche Komposition.

Präsens. Eine ganze Weile.

Windböen. Die Arme ausgebreitet, lehne ich mich vorsichtig hinein. Wie in einen alten, nicht mehr ganz zuverlässigen Liegestuhl.

Und, auf dem Rückweg, das Futur: Morgen werde ich abreisen.